

Rückkehr zu "Stadt"?

Autor(en): **Barbey, Gilles / Panerai, Philippe / Hoffmann-Axthelm, Dieter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **81 (1994)**

Heft 4: **Instabiles ordnen? = Ordonner l'instable? = Organising the unstable?**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-61531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

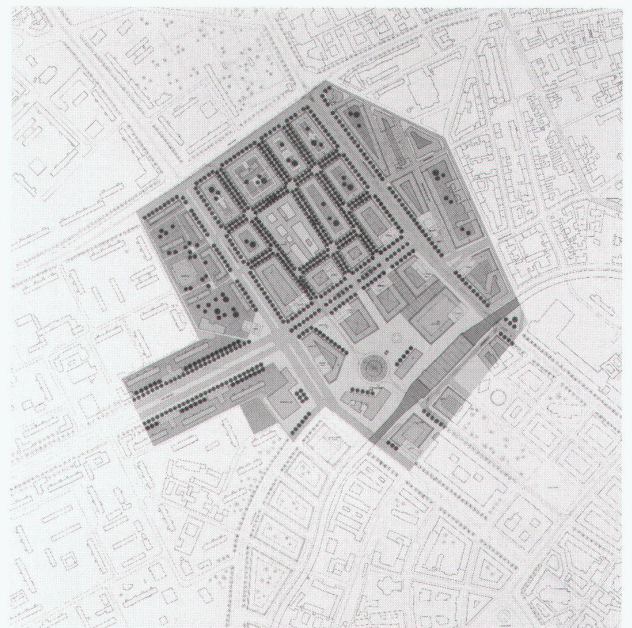
Rückkehr zu «Stadt»?

Es gehört zu den Mythen der Gegenwart, die Moderne habe «Stadt» zerstört. Gemeint ist natürlich ein besonderes Ideal von Stadt, nämlich die Stadt des bürgerlichen 19. Jahrhunderts mit ihrer liberalen Gesinnung und gründerzeitlichen Expansionslust, ihrer nicht selten buchstäblich atemraubenden Dichte, dem Ineinander verschiedener Schichten und Nutzungen, dem geschäftigen Treiben in den Strassen, der dampfenden Atmosphäre. Die Moderne hat mit einigen ihrer städtebaulichen Konzepte in der Tat versucht, die städtischen Nutzungen zu entflechten, die Stadt räumlich zu öffnen und sie in ein ausgeglichenes Verhältnis zur Landschaft zu bringen. Aber hat sie damit Stadt zerstört? Hat sie nicht vielmehr Stadt transformiert, ja sogar um eine Reihe von städtischen Erfahrungen bereichert?

Wenn Architekten neuerlich die solide Stadt der Baublocks ungebrochen als Stadt schlechthin propagieren – siehe beispielsweise die diversen aktuellen Berliner Vorschläge, siehe beispielsweise Vittorio Magnago Lampugnani's Aufruf zur konventionellen Blockrandbebauung –, so zeugt dies nicht nur von der professionellen Selbstüberschätzung der Mittel und Möglichkeiten, Urbanität per Städtebau herbeizuführen, sondern vor allem von einem verhältnismässig eingeschränkten Verständnis des komplexen Phänomens Stadt. Die drei folgenden, in gekürzter Form wiedergegebenen Stellungnahmen von Gilles Barbey, Philippe Panerai und Dieter Hoffmann-Axthelm beleuchten von unterschiedlicher Warte aus innere Zusammenhänge und Disponibilität der Blockbebauung heute.

■ L'un des mythes de notre époque est que le moderne a détruit «la ville». Par là, on entend naturellement un idéal de ville particulier, à savoir la ville du 19ème siècle bourgeois avec son esprit libéral et son goût pour l'expansion, sa densité qui, très souvent, coupait littéralement le souffle, l'entrelacement des couches et des activités, l'agitation affairée de ses rues, l'atmosphère enfumée. Par quelques-uns de ses concepts urbanistiques, le moderne a en effet tenté de ségréger les fonctions urbaines, d'ouvrir la ville spatialement et de lui rendre une relation équilibrée avec le paysage. Mais a-t-il pour cela détruit la ville? N'a-t-il pas plutôt transformé la ville et ne nous a-t-il pas même enrichis de toute une série d'expériences urbaines?

Lorsque de nos jours, les architectes s'acharnent à propager la ville massive des îlots comme la ville par excellence – voir par exemple les diverses propositions actuelles pour Berlin, voir aussi l'appel de Vittorio Magnago Lampugnani en faveur d'ensembles en îlots conventionnels – ils ne témoignent pas seulement de leur présomption de pouvoir engendrer de l'urbain par des moyens et des possibilités professionnelles, mais avant tout d'une compréhension relativement étroite du phénomène complexe de la ville. Les trois



Berlin. Wettbewerb Alexanderplatz, 1993. Architekt: Hans Kollhoff
Concours
Competition

prises de position de Gilles Barbey, Philippe Panerai et Dieter Hoffmann-Axthelm, exprimées ici sous une forme succincte, éclairent depuis différents points de vue, les relations et disponibilités inhérentes à la construction en îlot actuelle.

■ One of the myths of our day and age is that Modernism has destroyed "the city". Of course, what is meant is a specific ideal of the city and city life, namely that of the bourgeois 19th century with its liberal-minded and expansionistic approach, the often literally breath-taking density, the telescoped layers and utilisation systems, the bustling activity in the streets and the steamy atmosphere. The real aim of Modernism's concept of urban planning was to break up the urban system of utilisation, to let space into the city, and to establish a balanced relationship between town and country. Did it in fact result in the destruction of the city? Or rather in its transformation, and even its enrichment, through the addition of new urban experiences?

The fact that a number of architects have recently propagated the unbroken city of the block building as the city per se – see, for example the various current Berlin proposals, or Vittorio Magnago Lampugnani's call for conventional grid-shaped developments –, bears witness not only to the professional over-estimation of the means and possibilities of creating urbanity through urban planning but also – and above all – to a comparatively limited understanding of the complex phenomenon of the city. The three following (shortened) commentaries by Gilles Barbey, Philippe Panerai and Dieter Hoffmann-Axthelm throw light on the flexibility and inner correlations of today's grid-shaped development from three different points of view.

Gilles Barbey

Die Abhandlungen über Städtebau aus dem 19. Jahrhundert stellen die Blockrandbebauung der offenen Bauweise gegenüber. «Erstere wird auch Villenbau, letztere Reihenhäuser genannt», bestätigt J. Stübgen, Stadtplaner der Stadt Köln.¹ Zu Beginn des modernen Städtebaus entsprechen die beiden Überbausysteme jeweils genau umschriebenen Wohnbautypen. Trotz dieser Unterscheidung werden beide Modelle bereits im 19. Jahrhundert für kollektive Wohnbauten verwendet.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts vergleicht R. Unwin die beiden oben erwähnten Formen des «Site Planning» in seiner berühmten Darstellung «Two systems of development contrasted», wobei er die Blockrandbebauung klar den Reihenhäusern (row-housing) vorzieht, weil sie weit mehr Bodenfläche beanspruchen.² Die Randbebauung nimmt später in den englischen «garden cities» die gewissermaßen dörfliche Form des «close» an. Im Gegensatz zu den geschlossenen Blockrandbebauungen der Vorstädte auf dem Kontinent werden die englischen Gartenstädte nicht im nachhinein weiter verdichtet. Ihre Innenhöfe bleiben

meist als zentrale Freiflächen erhalten und werden später nicht weiter überbaut.

Die entsprechenden Vorteile der Blockrandbebauung einerseits und der gelockerten Siedlungsform andererseits wurden von J. Castex untersucht, wobei er sich auf den Plan Haussmann von Paris, die Londoner Gartenstädte, die Erweiterung von Amsterdam und den Wiederaufbau von Frankfurt unter Ernst May stützte.³ Die Organisation der Baukörper im Baumassenplan entwickelt sich unauffhaltsam. Die Nachteile der unverhältnismässigen Dichte der umbauten Höfe werden verringert, indem die Planung anpassungsfähiger wird und begrünte Flächen mit einbezogen werden. Bereits 1903 schlug E. Hénard vor, die beiden obgenannten Prinzipien zu verbinden. Sein System des «boulevard à redans» wurde 1925 von Le Corbusier im Plan Voisin für Paris übernommen, und 1933 in der Stadtplanung von Stockholm. Die Vor- und Rücksprünge in der Abwicklung der Baukörper verbinden in der Tat die Vorteile einer stark verdichteten Bauweise mit einer optimalen Freilegung der Wohnungen. Auch E. Mendelssohn hat in gewissen städtebaulichen Projekten eine Mischung

1 J. Stübgen. Der Städtebau in «Handbuch der Architektur», 4. Teil. Darmstadt 1890/Vieweg & Sohn, Braunschweig & Wiesbaden 1980, S. 5
2 R. Unwin. «Nothing gained by overcrowding!», London 1912
3 J. Castex, J.C. Depaule, Ph. Panerai. «Formes urbaines: de l'îlot à la barre», Dunod, Paris 1977

zwischen verdichteter und gelockerter Bauform angestrebt, wie zum Beispiel am Kurfürstendamm in Berlin.

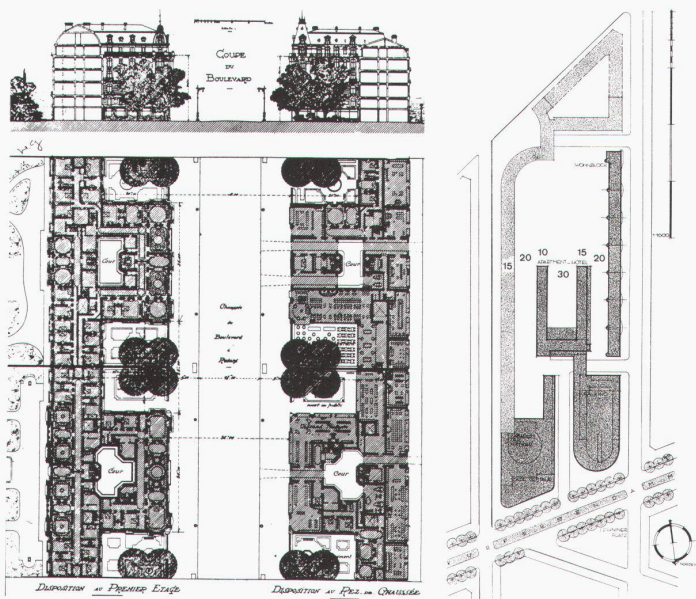
Die vom CIAM in den fünfziger Jahren ausgearbeiteten Planungsraster empfehlen eine Aufteilung der Wohnbezirke in «Unités de voisinage» (Nachbarschaften), um der gesellschaftlichen Strukturierung der Bevölkerung einen angepassten Massstab zu setzen. Die «Unités d'habitation» von Le Corbusier sollten die Richtigkeit dieses Modells für eine Wohnbevölkerung von 400 Familien beweisen. In ihrer Aufnahmekapazität lagen sie in der Nähe der Fourierschen *phalanstères*. Der eher abstrakte demographische Massstab der Unité de voisinage wurde in den sechziger Jahren neu definiert, nachdem die planerischen Erfahrungen der Engländer und Amerikaner mit dem «Neighbourhood Planning» bekannt worden waren. In Anlehnung an die Gartensiedlungen der Vorkriegszeit gruppieren sich die Wohnbauten der Neighbourhoods oft um eine zentrale Freifläche herum. Dieses Modell einer gelockerten peripheren Anordnung wird mit «Cluster» bezeichnet. Die Cluster wurden oft als Karikatur der punktuellen Konzentration der grossen Wohnüberbauungen der Nachkriegsjahre entgegengestellt.

Ende der sechziger Jahre wurde jedoch die Idee der geballten Überbauungen endgültig begraben, nachdem Pruitt Igoe Saint-Louis gesprengt und zahlreiche französische ZUPs umgebaut worden waren. Der Massstab eines Clusters ist zwangsläufig familienfreundlich und gemässigt. Damit soll erreicht werden, dass sich die Bewohner gegenseitig kennen und in Sicherheit miteinander verkehren können.

Die auf eine zentrale Freifläche ausgerichtete Wohngemeinschaft wird den amerikanischen Planern ebenfalls von Clara Cooper Marcus in einer kürzlich erschienenen Arbeit nahegelegt.⁴ Eine Serie bebildeter Vorschläge zeigt jene urbanistischen Massnahmen sehr klar auf, welche eine soziale Interaktion fördern und eine Wohngemeinschaft verschiedener Altersgruppen ermöglichen.

Die Problematik des Ortes und des «Genius loci»⁵ wurde in den achtziger Jahren vermehrt hervorgehoben und entspricht offensichtlich dem Verlangen nach Identifikation mit dem (Wohn)ort. Die Begriffe «place», «place-making» und «place-identity» sagen der Anonymität der Wohnbezirke den Kampf an, indem die Kennzeichen und Eigenarten eines bestimmten Ortes erfahr-

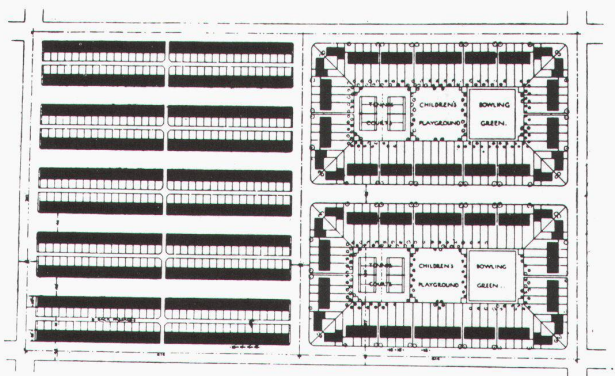
4 C. Cooper Marcus, W. Sarkassian. «Site Design Guidelines for Medium Density Family Housing», University of California Press, Los Angeles und London 1986
5 C. Norberg-Schulz. «Genius loci. Towards a Phenomenology of Architecture», Mailand 1979/Rizzoli, New York 1980



Paris. Projekt eines «Boulevard à redans», 1903. Architekt: E. Hénard
■ Paris. Projet d'un «boulevard à redans», 1903
■ Paris. Project for a «Boulevard à redans», 1903

Berlin. Kulturzentrum der WOGA, 1926–1928.
Architekt: E. Mendelssohn
■ Berlin. Centre culturel de la WOGA, 1926–1928
■ Berlin. The WOGA Cultural Centre, 1926–1928

Gegensatz zweier Überbauungssysteme. Darstellung aus dem Werk von R. Unwin «Nothing gained by Overcrowding!», 1912
■ Contraste de deux systèmes d'implantation. Représentation tirée de l'œuvre de R. Unwin «Nothing gained by Overcrowding!»
■ The contrast between different development systems. Illustration from a work by R. Unwin entitled «Nothing gained by Overcrowding!», 1912



bar werden sollen.⁶ Die Autoren einschlägiger Schriften setzen sich für die optische Geschlossenheit und menschliche Dimensionierung des Raumes ein, ähnlich wie sich einst Camillo Sitte für geschlossene städtische Plätze eingesetzt hat.⁷ Übrigens haben auch soziologische Untersuchungen zutage gebracht, dass es aus Sicherheitsgründen günstig ist, die Freiflächen eines Bezirkes so anzulegen, dass sie von den Anwohnern jederzeit gut eingesehen werden können. Oscar Newman betont in diesem Zusammenhang, wie wichtig es ist, den Freiraum eines Bezirks gegen jegliche Form von Gewalt verteidigen zu können.⁸ Auch wenn diese Argumente allein kaum genügen, der Blockrandbebauung unbezogen den Vorrang zu geben, so sind sie doch berechtigt genug, um die Planer nachhaltig von deren Vorteilen zu überzeugen, unabhängig von Vorgaben des architektonischen Massstabes oder der relativen Dichte der städtischen Umgebung.

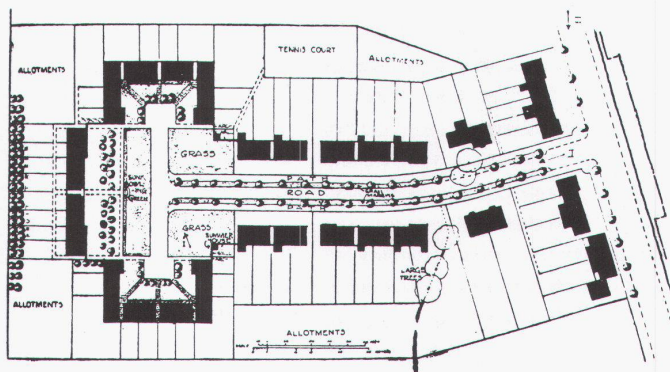
Der Begriff *Wohnlichkeit* wird in zahlreichen Beiträgen der Sozialpsychologie ausführlich beschrieben und eng mit dem der *Identität* verknüpft.⁹ Dem nachgerade anerkannten Bedürfnis nach privaten Zonen entsprechend werden architektonische Lösungen ent-

weder als «gemeinschaftsfördernd» oder «gemeinschaftshemmend» beurteilt. Ein langer, gestreckter Freiraum zwischen Gebäuden wird zum Beispiel auf Anhieb, und wahrscheinlich zu Unrecht, als weniger einladend bezeichnet als ein Hof, auch wenn massstäbliche Überlegungen ein solch vorschnelles Urteil rasch widerlegen.

Die Lösung des in sich geschlossenen «Baublocks» hat nicht nur den Vorteil, dass er verschiedene Nutzungskombinationen zulässt, sondern scheint auch besser für die ungewisse Perspektive des Immobilienmarktes der Zukunft ausgerüstet zu sein. Er gewährleistet Anpassungsfähigkeit an ständig wechselnde Lebensbedingungen. Zusammenfassend könnte man sagen, dass formal bestimmte Wohnbauten mit beinahe archetypischem Wert (wie zum Beispiel die geschlossene Zelle oder eine geradlinig aneinandergereihte Raumfolge) sich gut dazu eignen, relativ frei innerhalb eines Bauplanes kombiniert zu werden. Die ursprüngliche Anordnung der Baukörper entspricht bereits einem bestimmten städtischen Modell, welches seinerseits bis ins Unendliche weiterentwickelt und neu interpretiert werden kann.

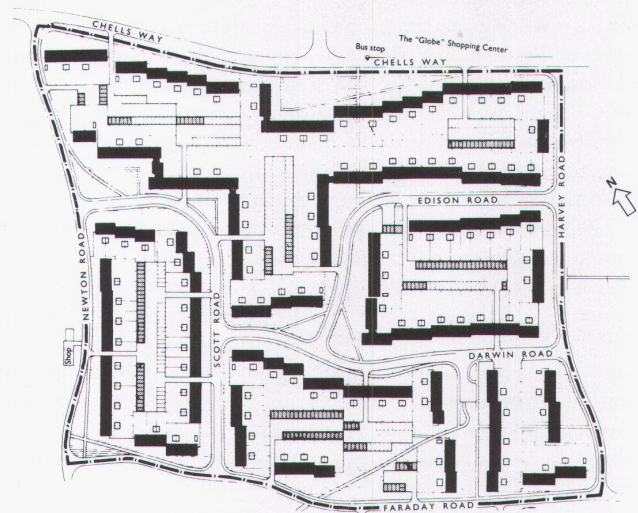
G.B.

- 6 und speziell: K. Lynch. «What Time is This Place?» The MIT Press, Cambridge, Mass. und London 1972;
 7 C. Sitte. «L'art de bâtir les villes». Aus dem Deutschen übersetzt, Wien 1889/L'Équerre, Paris 1980
 8 O. Newman. «Defensible Space». Macmillan, New York 1972
 9 K. Noschis. Identität und Wohnstätte: eine psychosoziale Methode, in «Cahiers internationaux de sociologie», Band LXXII, 1992, S. 33–54



Hampstead. Situation des «close», 1909. Architekt: R. Unwin
 ■ Hampstead. Situation du «close», 1909
 ■ Hampstead. Site of the "close", 1909

Stevenage New Town (in der Nähe von London). Planung der Nachkriegsjahre, in «Clusters» angelegt.
 ■ Stevenage New Town (proche de Londres). Planification des années d'après la deuxième guerre mondiale, composée de «grappes»
 ■ Stevenage New Town (near London). Planning in the post-war years, arranged in clusters



Die Blockrandbebauung ist keine ursprüngliche Architekturform, sondern eine Anzahl Grundstücke, welche abgetrennt und im Verband überbaut wurden. Sie ist nur im Zusammenhang mit dem umliegenden Strassennetz sinnvoll. Wenn wir Sonderfälle, wie zum Beispiel Gewerbeanlagen oder Monumente, welche einen einzigen Strassenblock oder gar nur einen Baukörper einnehmen, ausklammern, so ist der Strassenblock der alten Stadt selten einheitlich in seiner Erscheinung. Die Gebäude, aus denen er zusammengesetzt ist, sind vor allem von den kommerziellen Bedingungen der umliegenden Strassen geprägt. Die einzelnen Parzellen sind zwar in den Verband eingebunden, behalten jedoch innerhalb der Baumasse ihre genaue ökonomische und rechtlich verbrieft Eigenständigkeit. Dies beeinflusst sowohl die Entwicklung der Bauten als auch das Verhalten der Bewohner.

Dies äussert sich nach aussen in einer nicht geschlossenen, heterogenen Gebäudeform. Ältere Hofbebauungen weisen häufig unregelmässige und unzusammenhängende Baukörper auf. Fluchten mit unterschiedlichen Gebäudehöhen prägen meist die hergebrachten Strassen. Oft gewähren Rücksprünge, Einschnitte und Mauern Einblick in dahinterliegende Innenhöfe oder Gärten. Massive und in sich geschlossene Blockrandbebauungen findet man am häufigsten in zentrumsnahen Quartieren, welche von einer fortschreitenden Verdichtung über mehrere Jahrhunderte hinweg zeugen.

Es wäre also verkehrt, die Blockrandbebauung als ein einheitliches Ganzes zu verstehen. Die Bauform auf ein einheitliches Gebäude um eine leere Mitte herum zu reduzieren hiesse, ihr die Komplexität und Vielschichtigkeit ihrer Elemente abzuspüren. Eine solche Verzerrung hätte als Restform wenig Chancen für die Zukunft. Mehrere kürzlich entstandene Beispiele zeigen aber, wie solche Verallgemeinerungen in der Folge die Muster der umliegenden Stadt zerstören. Wenn wir heute auf diese Vorstellungen zurückgreifen, ohne der inneren Montage der Blockrandbebauungen Rechnung zu tragen, hiesse dies im Stadtverband Signale zu setzen, ohne die dafür notwendige Ausgangslage zu schaffen. Im Städtebau würde dieses Verhalten eine analoge Entwicklung auslösen, wie die Postmoderne in der Architektur, nämlich: Geschichte durch Zeichen, Nutzung durch Symbole zu ersetzen.

Der postmoderne Städtebau, welcher sich dank der Krise entwickeln konnte, erschöpft sich in einer rasch anwachsenden Fülle von Signalen, wie wenn diese einen neuen Sachverhalt heraufbeschwören könnten: so als genügen vor HLM (subventionierter Wohnbau) geklebte Giebelfassaden, um die Probleme der grossen Überbauungen zu lösen, oder als entstünde durch ein neues Design in der Pflasterung der Einkaufszentren ein städtischer Raum. Auch die geschlossene Blockrandbebauung gewährleistet a priori keine urbane Atmosphäre, und die postmodern-klassische «europäische Stadt» hat oft verblüffende Ähnlichkeiten mit Disneyland.

Die Aufteilung der Stadt nach hygienischen und funktionalen Ge-

sichtspunkten, wie sie seit dem 19. Jahrhundert durchgeführt wird und ihren Höhepunkt in der Charte d'Athènes gefunden hat, ist immer noch massgebend. Nicht nur beeinflusst sie weitgehend die Überlegungen der Planer und Architekten, sondern greift direkt in Bauvorhaben ein, indem sie in den gültigen Bestimmungen und Normen tief verankert ist. So müssen wir uns heutzutage zu eigentlichen Heldentaten versteigen, um zu erreichen, was gestern selbstverständlich war. Die ursprüngliche, verlorengegangene Nutzung eines Baus wieder herbeizuführen wird zur heroischen Tat, verschiedene Aktivitäten im Erdgeschoss eines Wohnbaus einzuschleusen, gelingt nur unter Einsatz einer Menge Energie, und um die Vergrösserung eines Bauvolumens zu erreichen, gilt es, ein ganzes Arsenal an Bestimmungen zu überwinden.

Das Thema der «geöffneten Baustruktur» beschränkt sich oft ausschliesslich auf deren Nutzungskonzept. Es gibt keinen Beweis dafür, dass isolierte Baukörper nach dem Schema des «Plan libre» mehr verschiedene Nutzungen zulassen und dem Anspruch auf Flexibilität eher gerecht werden als eine traditionellere Überbauungsform. Oder anders herum: die Überbauung um einen zentralen Hof herum scheint nicht von vornherein einschränker, was die Variabilität der Nutzung anbelangt, als die freistehende Scheibe.

Man sollte sich davor hüten, sich mit einer limitierten Darstellung der Bautypen zufriedenzugeben, als ob die Hofbebauung automatisch allen gemeinschaftlichen und gesellschaftlichen Ansprüchen genüge. Dies wiederum würde bedeuten, dass wir unsere eigenen funktionalen Vorstellungen auf die Vergangenheit zurückprojizieren.

Es scheint mir, dass wir uns in erster Linie auf die Beschaffenheit der Aussenräume und nicht auf die Gebäudeform konzentrieren sollten. Wir sollten uns über *unser Potential, tragfähige Verbindungen* herzustellen, Gedanken machen. Gelingt es uns, Massnahmen zu ergreifen, welche den Anforderungen an das ursprüngliche Bauprogramm entsprechen, und dabei für alles nichtprogrammierbare, unerwartete, ungewohnte offenzubleiben?

Die Frage nach dieser Möglichkeit führt unweigerlich auf die Berücksichtigung der Parzellierung zurück. Die einzelnen Gebäude stehen auf separaten Parzellen, innerhalb der Parzelle entwickelt und verändert sich der Baukörper.

Von jetzt an sollte eigentlich der zeitgemässe Städtebau unter Berücksichtigung der beiden Arbeitsmittel, Verlauf des öffentlichen Raums und Parzellierung, von folgenden Fragenkomplexen ausgehen:

- sind wir in der Lage, *einfache Systeme zu entwickeln, die sich später verändern und vervollständigen lassen?*
- sind wir in der Lage, *die notwendige Kontinuität der öffentlichen Räume mit der Wandelbarkeit der Gebäude zu verbinden?*
- und vor allem, sind wir in der Lage, eine funktionale Objektivität herzustellen und *den Funktionalismus zu überwinden?* Ph.P.

Die Neuformulierung des Prinzips Block wäre erheblich einfacher, wenn man sie den Architekten aus den Händen nehmen und sie wieder nüchternen, praktischen, umsichtigen Menschen wie den früheren Geometern überlassen würde. Menschen jedenfalls, die nicht stets und überall vom Hunger nach ästhetischer Selbstverwirklichung umgetrieben sind und daher frei, sich den anhängenden Sachfragen zuzuwenden. Das Grundproblem ist, anders ausgedrückt, dass Stadt heutzutage entworfen wird. Mit Camillo Sitte fing das Unheil an. Heute sind wir so weit, dass es schon eine wettbewerbsfähige ästhetische Leistung ist, die starren Blockraster seiner damaligen liberalen Gegner nachzumachen.

Solange das Jahrhundert währt, hatte der Block ohnehin nur eine Chance als Ausdrucksmittel der Architekten. Als Organisationsprinzip städtischen Lebens war er schon zu einem Zeitpunkt – um 1900 – tot, als man in den gerade erst geschaffenen Stadtplanungsamtern noch gar nichts anderes zu denken wagte. Die Parzelle galt als überholt, nämlich als Prinzip des Hinterhofs. Die liberale Praxis der seriellen Anordnung von Einzelrechten wurde, statt der geltenden Klassenverhältnisse und mageren Löhne, zum Schuldigen – zum Produzenten von Armut und Cholera. Sie war in Zukunft um jeden Preis zu vermeiden. Wenn Block, dann nach dem Prinzip: ein Block, ein Grundstück. So entstanden die Blockrandbebauungen der Wohnungsreform.

Nach dem Ersten Weltkrieg kam der Block als solcher in Verruf. Nicht nur die alte Stadt überhaupt war ein Übel, schon die Form des Blocks war reaktionär. Nur Klassizisten hielten daran fest, so Kai Fisker in Kopenhagen und die heroische sozialdemokratische Form des Blocks als militanter Hof und Wagenburg in Wien. Das war, selbst wenn der Karl-Marx-Hof ein paar Stunden gegen die Nazis verteidigt wurde und ehrenhafte Einschüsse aus leibhaftigen Kanonen erhielt, die pure Ästhetik (dass politische Ästhetik die reinste Form von Ästhetik überhaupt ist, darf man nach unseren Erfahrungen voraussetzen).

Und dann hatten wir, als Reaktion auf Zeilenbau und Flachdach, die dümmste Form des Blocks: der Block als flächendeckendes städtebauliches Mittel, um im angeblich liberal verzettelten Stadtbild Achsialität und den Eindruck völkischer Geschlossenheit zu erzeugen. Das war nicht nur das Ende der alten Architektur, sondern auch das Ende der sozialen Füllung des von den liberalen Eigentumssegmenten gereinigten Blocks.

Die menschenfreundliche Blockrandumbauung der Reformen um 1900 mit ihren sozial bewegten Innenhöfen ist im Zeitalter der begrünten Tiefgarage fernste Vergangenheit. Der Block ist inzwischen von allen sozialen oder politischen Schlacken gereinigt. Er ist nur noch Ästhetik, und zwar die des Augenblicks, Mode. Er ist, anders gesagt, zurzeit die passabelste Form, um grosse Massen zu verpacken. Denn Siedlungen wollen die Leute nicht mehr, weder die Nutzer noch die Investoren. Alle Welt will Stadt, wenigstens für die anderen (selber be-

vorzugt man, je nach Lage, Penthouse oder Einfamilienhaus). Die Architekten haben begriffen, dass nicht von wirklicher Stadt, sondern vom Aussehen, von Bilderbüchern, die Rede ist. Eben das aber macht den Block zum Glücksfall: Er ist das bequemste und unfehlbar richtige Zeichen für Stadt.

Also stürzen sich die Architekten mit Verve in die diversen städtebaulichen Ideenwettbewerbe und entwerfen das, wovon sie nicht die leiseste Ahnung haben: Stadt. Die Sache ist um so trauriger, als das Missverständnis ehrlich ist. Sie malen einfach frisch von der Leber weg Blockraster, ganz fromme mit echten Vierecken, oder raffiniert perspektivisch verzogene oder gar chaostheoretisch verwackelte.

Der Blockraster als ästhetischer Ausdruck für Stadt, das ist zwar das dauerhafte Sesam-öffne-dich, mit Hilfe dessen sich die Architekten der Arbeitsfelder ihrer Feinde, der Planer, bemächtigt haben. Aber es ändert nichts an der Sache. Es werden weiterhin grosse, monofunktionale Massen produziert – Büro- oder Wohn- oder Verkaufs- oder – warum nicht – Produktionsflächen, nur perfekter und brutaler als in den groben sechziger Jahren mit ihren Grosstafelungeschicklichkeiten. Heute produziert man uns die geplatze, entmischte Stadt schlechthin, aber in Blockform.

Vielmehr, die Blockästhetik ist offenbar die Ästhetik einer zuge-spitzten Entmischung der Stadt. Mehr noch, sie ist ihrerseits das perfideste Mittel der Entmischung geworden. Die neuen Büroblocs mit ihren knäckebrotdünnen Granitverkleidungen und ihrer billigen Messingeleganz sind die Kleiderordnung der segmentierten, der sozial ghettoisierten Stadt.

Damit man vom Block überhaupt noch sinnvoll, das heisst unter Gesichtspunkten sozialen Gebrauchswerts, reden kann, ist eines unbedingt nötig: die radikale Entästhetisierung des Themas. Aber in aller Ruhe. Man tut den Granitästheten einen überflüssigen Gefallen, wenn man sich von ihnen in die Ecke des Sozialplaners drängeln lässt. Der Block als Architekturform, wie er im territorialstaatlichen Klima des Barock als Übertragung des Typus Palazzo auf die ganze Stadt entstand, ist historisch erledigt. Niemand nimmt die Stadt mehr als zeremonielle Anordnung von Kuben wahr, weil alle gesellschaftlichen Gemeinsamkeiten, die so etwas erfordern und tragen könnten, sich in Rauch aufgelöst haben. Wozu also diese Ästhetik der Geschlossenheit? Der Blockrand ist kein ästhetisches Ereignis mehr im Sinne des Barock. Die vier Seiten eines Blocks sind vier Strassenbegrenzungen. Die Strassenerfahrung ist älter und sitzt tiefer und fester als die des ästhetisierten Blocks der Neuzeit.

Die Medialisierung der Wahrnehmung durch das Auto hat das auf einer neuen Ebene verstärkt reproduziert. Strassenfronten sind unsichtbar. Was gesehen wird, sind die Merkzeichen der Orientierung: Leuchtreklamen, Schaufensterausstattungen, Firmen- und Nummernschilder, also der mediale Film über den realen Gebäuden. Diese

Zeichen organisieren nicht mehr die grosse Form, sondern die vielen Zugänge, die Porosität des Blocks oder der Strassenbebauung, die vielen Zugriffsmöglichkeiten, Ein- und Durchgänge, die vielen Adressen. Das aber ist etwas, was die Rekonstrukteure der reinen architektonischen Form von Grassi bis Kollhoff nicht im mindesten interessiert, ja von ihnen bewusst verhindert wird. Sie suchen das Bündnis mit der Monofunktionalität, weil dieses ihnen gerade die Chance zur toten, durch Nutzerinteressen nicht zergliederbaren architektonischen Maske bietet.

Nicht besser steht es mit der Blockinnenseite: Dass die künstliche Welt im Blockinnern überhaupt als Gebrauchseinrichtung – als soziale Form – Wurzeln schlagen wird, ist noch gar nicht ausgemacht. Bisher wird dergleichen in Europa nur gebaut, weil das in der übrigen Welt so üblich ist. Die vier Innenseiten eines Hofes oder einer inneren Plaza sind eben keine autonome Form, die ihre eigene Wirkung produzieren könnte. Sie leben von der Erinnerung des Gehöfts und der adligen Cour d'honneur. Wenn Vieh, Warenballen, Waffen und das Scharren der Pferde, wenn Wagenschlagen und das Zeremoniell der Begrüssung nicht einmal mehr erinnerbar sind, bricht die ästhetische Wirkung zusammen.

Eine ästhetisch schlüssige Formulierung des Blockinnenraumes gibt es bislang nicht, nur das Negativ, die erfahrbare Leere – dass das, was war, nicht mehr da ist. Wenn das Innen nun also kein Parkplatz mehr sein soll, sondern Gewächshaus mühelosen Lebens, ein blockinternes Tahiti, dann bleibt ein Zweck zu finden, der im sozialen Leben wurzelt. Das blosser Erlebnis war schon in den forcierten Galerien der Jahrhundertwende zu wenig, wie deren geringe, oder gar nicht erst herstellbare, Rentabilität immer neu gezeigt hat. Um so tückischer sind die heutigen Blockinnenräume. Nur die infam inszenierten und optimal gelegenen rentieren, aber notwendige Form, die man erinnern und als solche aufsuchen könnte, ist nicht mehr an ihnen.

Aussenblock wie Innenraum sind beide gleich historisch, und damit auch ästhetisch, verbraucht. Der Block als Palazzo ist tot, der Innenraum als grossfamiliärer oder zeremonieller Hof leer.

Das Thema Block ist demnach ästhetisch gar nicht mehr unmittelbar zu greifen. Damit ist es nicht erledigt, ganz im Gegenteil. Aber man muss einen Umweg machen, um es wiederzufinden. Das Thema Block sollte als ästhetisches Thema gerade nicht fallengelassen werden,

aber es bringt nur Sinn, wenn man sich auf den Weg zu neuen ästhetischen Lokalisierungen macht. Das verlangt dann ein schicksalhaftes Mass an Dezentrierung der architektonischen Arbeit... Ja zum Block also, aber zum parzellierten Block. Der aus einem Gebäude oder einer Nutzungseinheit bestehende Block hat keinerlei strukturelles Interesse. Erst recht gilt das für seine Wahrnehmbarkeit: Nur der in viele Adressen zerlegte Block führt aus der Sackgasse des toten Würfels und des leeren Innenraums heraus, nimmt Eigenleben an, soziale Widerspenstigkeit. Es sind die quer zur Blockästhetik verlaufenden Nutzerinteressen, an denen die Architektur anzusetzen lernen muss. Nur die Parzelle also, als reines Nutzersegment verstanden, oder eine ihr entsprechende Lokalisierungsstruktur, setzt neue ästhetische Potentiale frei.

Die Parzelle ist aber nicht zu viel, sondern zu wenig Beschränkung. Damit Architekt wie Nutzer eine Chance haben, sich gegen die doppelte Leere der historischen Formen und der heutigen Nutzungen zu wehren, müssen typologische Regeln dafür Vorkehrung treffen, dass den zersplitterten Interessen und ästhetischen Ausdrucksbedürfnissen auch zugeliefert wird – das, was das heutige Bauen so gut wie ausschliesst.

Man verstehe das nicht als Wille, planerisch über den Architekten zu bestimmen. Denn wenn da Wille ist, dann nur der, vieles zuzulassen, überhaupt Vielheit, Unterschiedlichkeit, Ungleichzeitigkeit freizusetzen. Das Prinzip Block sagt nur, dass es viele Bauherren und, ihnen zuarbeitend, viele Architekten geben soll, dass nicht überall zur gleichen Zeit das gleiche gemacht wird; es besagt, dass lokal unterschiedlich zu unterschiedlichen Zeiten für unterschiedliche Nutzer gebaut wird. Der Block ist insofern ein Modell der Verschiedenheit der Interessen wie der Ungleichzeitigkeit der Realisierungen.

... Wer darüber entscheidet, was zu bauen ist, sind, lässt man sich einmal aufs Spiel ein, die vielen Bauherren. Nicht um Belieblichkeit geht es, sondern darum, dass der Widerstand des Vielen, der divergierenden Interessen und der ungleichzeitigen Realisierungen und Zustände möglich ist. Nur wo dieser Widerstand zugelassen wird, hat die Ästhetik eine Chance. Wenn der Block als Metapher und als eine der möglichen Formen für soziale Widerspenstigkeit genommen wird, dann kann man sagen, dass der Block die Schule sein wird, in der eine neue Ästhetik zu lernen ist.

D.H.-A.

Berlin. Wettbewerb Alexanderplatz,
1993. Architekt: Hans Kollhoff

Concours
Competition

